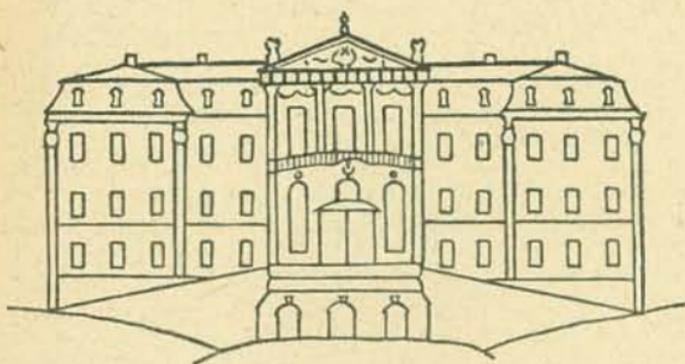


Dr. Helmut Roob

Erbe und Vorbild

Der frühbürgerliche Humanismus
in der Sicht unserer Zeit



70

Herausgegeben von der Zentralen Schulungsstätte „Otto Nuschke“
in Verbindung mit der Parteileitung der Christlich-Demokratischen Union

In der Reihe der „Hefte aus Burgscheidungen“ sind bisher erschienen:

- *1 Günter Naundorf: Die Verwirklichung christlicher Anliegen im Sozialismus
- 2 Prof. Dr. Kurt Wiesner: Ökumene und Weltfriedensbewegung
- *3 Wolfgang Fischer: Christliche und marxistische Ethik
- *4 Dr. Hanfried Müller: Der Christ in Kirche und Staat
- *5 Prof. Dr. Gerhard Kehnscherper: Die Botschaft Jesu Christi in der Begegnung mit dem religionslosen Menschen
- 6 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: Auf dem Wege zur Wiedervereinigung Deutschlands
- *7 Der Mißbrauch der Religion durch den Imperialismus
- 8 Günter Wirth: „Europäische Einigung“ oder Europa des Friedens?
- *9 Der Primas der Russischen Kirche — Zum 80. Geburtstag des Patriarchen Alexius
- 10 Dr. Hanfried Müller: Die Frankfurter Theologische Erklärung der Kirchlichen Bruderschaften vom 4. Oktober 1958
- 11/12 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: Berlin — nicht Frontstadt, sondern Friedensstadt
- *13 Dr. Harald-Dietrich Kühne: Die halbstaatlichen Betriebe in der Deutschen Demokratischen Republik
- *14 Günter Wirth/Christa Johannsen: Die literarische Gestaltung der christlichen Existenz im Sozialismus
- 15 Edmond Meclewski: Die polnischen Westgebiete — Eine demographische Untersuchung
- 16 Prof. D. Dr. Johannes Leipoldt: Ewiger Friede ist keine Utopie
- 17 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: NATO — die Heilige Allianz des 20. Jahrhunderts
- 18 Hubert Feensen: Die künstlerische Gestaltung der christlichen Existenz im Sozialismus
- 19 Gertrud Illing: Der 20. Juli 1944
- 20 Gerald Götting: Die Bewährung christlicher Existenz im Aufbau des Sozialismus
- *21 Zehn Jahre Deutsche Demokratische Republik — Von der antifaschistisch-demokratischen Ordnung zum Kampf um den Sieg des Sozialismus
- 22 Zehn Jahre DDR — zehn Jahre steten wirtschaftlichen Aufstiegs
- 23 Herbert Trebs: Sozialistische Kulturrevolution und christlicher Glaube
- 24 Günter Wirth: Zur Politik der Christlich-Demokratischen Union 1945 bis 1950

Dr. Helmut Roob

Erbe und Vorbild

Der frühbürgerliche Humanismus
in der Sicht unserer Zeit

1962

Herausgegeben von der Zentralen Schulungsstätte „Otto Nuschke“
in Verbindung mit der Parteileitung der Christlich-Demokratischen Union

Inhalt

	Seite
Vorbemerkung	4
I. An der Schwelle der Neuzeit	5
II. Der Humanismus in Italien	6
III. Der Humanismus in Deutschland	9
IV. Hutten — Reuchlin — Erasmus — Melanchthon	14
V. Bleibende Leistungen	23
VI. Erbe und Vorbild	26

„Ich habe die Theologen zu den Quellen zurückgerufen, daran erinnert, worin die wahre Religion besteht.“

Erasmus von Rotterdam

Vorbemerkung

Dem Humanismus geht es immer und überall um den Menschen und seine Menschlichkeit, ob nun der Humanismus der Renaissance, die humanistischen Bestrebungen im Zeitalter der Aufklärung, der Neuhumanismus im 19. Jahrhundert oder der sozialistische Humanismus unserer Tage gemeint sind.

Auch dem Christentum geht es um den Menschen und seine Menschlichkeit. Wenn in der Programmatischen Erklärung des Staatsrates am 4. Oktober 1960 festgestellt wurde, daß das Christentum und die humanistischen Ziele des Sozialismus keine Gegensätze sind, dann richtete sich diese Feststellung gegen jene Versuche scholastischer Trennung von Humanismus und Christentum, die weder christlich noch humanistisch sind, weil sie zu durch nichts zu begründenden Frontstellungen unter Menschen führen, die heute einfach darauf angewiesen sind, die großen Aufgaben ihrer Zeit gemeinsam zu lösen und sich nicht durch spitzfindige Unterscheidungen auseinanderzuleben.

Daß Humanismus und Christentum auch geschichtlich betrachtet nicht von vornherein Gegensätze waren, erhellt aus dem Leben und Wirken nicht weniger bedeutender Humanisten der Renaissance, so eines Pico della Mirandola, Erasmus von Rotterdam oder Philipp Melancthon. Der Humanismus der Renaissance trug mit seinen philologischen, pädagogischen, philosophischen und theologischen Bestandteilen ein wissenschaftlich-literarisches Gepräge, das sich von Generation zu Generation, von Land zu Land veränderte. Der vom Bürgertum des Frühkapitalismus zwischen 1300 und 1600 hervorgebrachte Humanismus enthielt Werte, die uns auch heute noch etwas zu geben vermögen und unverlierbarer Bestandteil unseres reichen kulturellen Erbes sind.

I. An der Schwelle der Neuzeit

Im Laufe der Umwandlung von Naturalleistungen in Geldrenten erlangten die mittelalterlichen Städte zunehmende wirtschaftliche und politische Bedeutung. Durch den Orienthandel und die Kreuzzüge waren im 12. Jahrhundert die Städte Oberitaliens ökonomisch-politische Zentren geworden, mit denen die deutschen Könige bei ihren Romzügen um die Kaiserkrone rechnen, ja um die sie schwer kämpfen mußten.

Auch in Deutschland kam es damals zu zahlreichen Städtegründungen, die die Könige und ihre großen Vasallen zur Festigung ihrer Territorialherrschaft vornahmen. Das Wort „Stadluft macht frei“ wurde zum Rechtsgrundsatz für den Hörigen, der vom Lande in diese neuen Städte zog und – wenn er nicht binnen Jahr und Tag von seinem Grundherrn zurückgefordert wurde – dort frei von seinen feudalen Fesseln leben konnte. Neben den Städten, die von den großen Feudalherren angelegt worden waren, gab es die freien Reichsstädte, die sich wegen ihres Reichtums nicht selten der Machtiger benachbarter Fürsten zu erwehren hatten. Aus diesen Spannungen erwuchs der politische Gegensatz zwischen Bürgertum und Feudaladel.

Träger der ökonomischen und politischen Macht des Bürgertums waren das Handels- und Wucherkapital und später die Inhaber der Manufakturen. Kaufleute übernahmen die Lieferung von Rohstoffen und Werkzeugen, organisierten den Absatz der gefertigten Waren und machten den Handwerksmeister zu einer abhängigen Zwischenfigur: er verfügte nur noch über einen Teil der Produktionsmittel, und schließlich wurden sie ihm ganz entrissen. Mit den frühkapitalistischen Manufakturbetrieben entstand ein Textilgewerbe, das z. B. um 1340 in Florenz rund ein Viertel der Bevölkerung dieser Stadt als Lohnarbeiter beschäftigte. Ähnlich entwickelte sich im 14. Jahrhundert die Produktionsweise der flandrischen Wollindustrie mit Brügge als Zentrum von internationalem Ruf. Die Einrichtung der Manufakturen ermöglichte durch Spezialisierung der Produktion, durch Kooperation und bessere Anordnung des Produktionsprozesses eine bedeutende Erhöhung der Produktion und die Anhäufung von Kapital in den Händen weniger – eine ökonomische Voraussetzung des Kapitalismus war damit gegeben.

Namentlich Florenz nahm mit seiner Wollindustrie sowohl dem Umfang ihrer Produktion als auch der Größe ihrer

Betriebe nach eine Stellung ein, mit der es andere Städte jener Zeit weit überragte und die weder von den flandrischen noch von englischen, deutschen oder französischen Städten erreicht wurde. Die weitreichenden Beziehungen zur Levante und der Warenumsatz nach West- und Nordeuropa, der besonders seit den Kreuzzügen einen Aufschwung erfahren hatte, brachten den Handelsgesellschaften in Florenz und anderen italienischen Städten große Umsätze in den mannigfaltigsten Warenarten. An diesen Geschäften waren der Feudaladel und die städtischen Geschlechter dieser Städte beteiligt.

In den Händen der Kaufmannschaft lag die Stadtverwaltung. Die Dogen von Venedig und Genua, die Bürgermeister und Ratsherren waren gewöhnlich die reichsten Männer in diesen Städten. Der ungeheure Reichtum der großen Geschlechter führte zur Steigerung ihrer Bedürfnisse, vor allem des Repräsentationsbedürfnisses; denn in der Prachtentfaltung wollten sie es den großen Feudalherren gleich tun. Die Errichtung großer, prunkvoll ausgestatteter Bauten, die Gründung von Kunstsammlungen und die Erteilung von Aufträgen an bekannte Künstler dienten der Befriedigung solcher Ansprüche. Dabei fanden die schöpferische Nachahmung der Antike und die Orientierung an der eigenen nationalen Vergangenheit in den Werken der Kunst und Literatur gleichermaßen ihren Niederschlag.

Eine neue, bürgerliche Ideologie bildete sich heraus, die die Merkmale des Frühkapitalismus trug und von zwei Motiven gekennzeichnet war: einmal vom Protest des Bürgertums gegen den Feudalismus, der die neue Entwicklung hemmte – zum anderen jedoch von einer Allianz des Bürgertums mit feudalen Kräften im Kampf gegen revolutionäre Volksmassen; denn Erhebungen der plebejischen Schichten erschütterten immer wieder die Stellung des Bürgertums.

Der Humanismus der Renaissance war die ideologische, hauptsächlich in Literatur und Wissenschaft zum Ausdruck kommende Erscheinungsform des Aufstrebens des frühkapitalistischen Bürgertums, das sich auf diesem Gebiet von der Kirche unabhängig machte und eine eigene Wissenschaft und Bildung entwickelte.

II. Der Humanismus in Italien

Das mittelalterliche Europa lebte jahrhundertlang in der Tradition der spätrömischen Antike. Latein war die Sprache, die im Ritus der katholischen Kirche und im Lehrbetrieb, der ganz in den Händen des Klerus lag, gebraucht wurde. Es war Literatur- und Handelssprache. Eine Reihe römischer Dichter und Schriftsteller, wenn auch nicht alle, waren be-

kannt; mit den Griechen und ihrer klassischen Literatur war man weniger vertraut. – Ein tiefgreifender Wandel ging im Hochmittelalter vor sich: Durch arabische Einflüsse, die unter anderem durch die Kreuzzüge vermittelt worden waren, wurde ein großes Interesse für die Philosophie und die Naturwissenschaften der Antike geweckt und durch eine Flut lateinischer Übersetzungen aus dem Griechischen und Arabischen gefördert. Zu den im frühen Mittelalter bekannten Autoren kamen nun besonders Euklid, Ptolemäus, Galen und Hippokrates hinzu.

Das Studium der lateinischen Autoren, wie es bisher von den Grammatikern an den Kathedralschulen der Bischofsitze im Rahmen der sieben freien Künste (*artes liberales*) gepflegt worden war, erfuhr durch die Gelehrten der Renaissance, die Humanisten, eine Erneuerung und Erweiterung. Die studia humanitatis wurden im 13. und 14. Jahrhundert durch italienische Universitätsgelehrte entwickelt. Das neue Studienprogramm enthielt – neben der Grammatik und Rhetorik aus dem „trivium“ der „*artes liberales*“ – die Fächer Geschichte, Poetik (Literatur) und Moralphilosophie. Der Renaissance-Humanismus wollte kein neues philosophisches System entwickeln; vielmehr lag das Übergewicht bei der Pflege der überkommenen Literatur: die lateinischen – weniger die griechischen – Klassiker wurden gelesen und interpretiert. Das humanistische Studienprogramm verfolgte dabei vor allem Bildungsziele. Logik, Naturphilosophie, Medizin, Jura und Theologie hatten ihre eigenen, festen Plätze im Universitätsstudium und in der wissenschaftlichen Nomenklatur jener Zeit.

Die Bezeichnung „humanista“ (wie *canonista* oder *jurista*) wurde für verschiedene berufliche Tätigkeiten und andere Funktionen verwandt. So waren die Professoren, Lehrer und Studenten der Humaniora an den Universitäten und höheren Schulen „Humanisten“; aber auch die Sekretäre der Fürsten und Städte Italiens, für die sie – weil „humanistisch“ gebildet – Briefe, Reden und Urkunden verfaßten und bei feierlichen Gelegenheiten vortrugen, nannten sich so. Diese Art der Verwendung der Studienergebnisse macht deutlich, daß die Humanisten teils auf der Seite des jungen Bürgertums, teils aber auch im Dienste des Adels standen und bei all ihrer Kritik an weltlichen Erscheinungsformen der Kirche und am Geburtsadel doch eine zwiespältige Stellung einnahmen.

Die großen italienischen Humanisten Giovanni Boccaccio, Francesco Petrarca, Lorenzo Valla, Pico della Mirandola empfanden ihr Zeitalter als eine „neue Zeit“, die im Gegensatz zum „finsternen Mittelalter“ stand, das sie als zwischen die klassische Antike und die Neuzeit eingeschoben ansahen. Die Anknüpfung an die klassische Antike trug einmal natio-

nen Charakter, indem sie mit der Wiederbelebung der Erinnerung an die einstige Größe Italiens und an die Macht und Kultur des Römischen Imperiums verbunden war. Zum anderen gab es in der Renaissance gewisse Parallelen zur griechischen Kultur, die ebenfalls auf dem Boden einer hochentwickelten Waren- und Geldwirtschaft in den Handelsstädten erwachsen war. Dabei übernahm der Humanismus in erster Linie die echten kulturellen Leistungen des antiken Griechentums, nicht aber die zwar geistreichen, doch formalistischen Spielereien der späthellenistischen Philosophie. Petrarca und Boccaccio studierten die griechische Sprache, um die Werke Homers und Platos im Original lesen zu können. Einen weiteren Aufschwung erfuhr die Vermittlung der griechischen Kultur später, als griechische Gelehrte aus Kleinasien wertvollste Handschriften, die sie vor den nach Westen strebenden Türken gerettet hatten, nach Italien brachten.

Die Besinnung auf die Vergangenheit Italiens führte zur Pflege der lateinischen Schriftsteller des „Goldenen Jahrhunderts“. „Zurück zu den Quellen!“ war das Streben der italienischen Humanisten im 15. Jahrhundert. Poggio Bracciolini entdeckte auf seinen Reisen durch Deutschland bis dahin kaum bekannte oder völlig unbekannt gewesene Handschriften mit Werken des Komödiendichters Plautus und Briefe Ciceros, Lorenzo Valla die „Germania“ des Tacitus (1455). Und Valla war es auch, der durch philologische Kritik die Fälschung der sogenannten Konstantinischen Schenkung aus dem 8. Jahrhundert aufdeckte, auf die sich die päpstlichen Ansprüche auf den Kirchenstaat gründeten. Eine andere philologische Großtat Vallas waren seine Anmerkungen zum Neuen Testament, die später Erasmus von Rotterdam herausgab (1505).

Der antike Schriftsteller, den die Humanisten am meisten bewunderten, war Cicero. Studium und Nachahmung des Stils dieses Römers waren so verbreitet, daß man von einem Zeitalter des Ciceronianismus sprechen kann, wenn dies auch nicht ohne Kritik blieb. Ciceros rhetorische Werke lieferten die Theorie und seine Reden, Briefe und Gespräche die praktischen Muster für die Hauptgattungen der humanistischen Prosaliteratur der italienischen Renaissance. Die Synthese von Philosophie und Rhetorik in seinem Werk führte die Humanisten zur Verwirklichung einer ihnen vorteilhaften Kombination von Beredsamkeit und Weisheit. Dazu kam, daß die Bildungsidee Ciceros ins Praktische gerichtet war und die politische Betätigung des Menschen zum Ziele hatte. Vernunft, Tugend und Redefähigkeit, in den Dienst solcher Tätigkeit gestellt, machen für den italienischen Humanismus die „humanitas“, den Stil des Menschseins, aus. Die „humanitas“ Ciceros wird dabei nicht nur übernommen, sondern

unter Verwendung christlicher Elemente umgeprägt. Die Schrift Pico della Mirandolas „Von der Würde des Menschen“ kann als besonders eindrucksvolles Beispiel für die Verbindung von Christentum und Humanismus in jener Zeit gelten: Der Mensch wird darin als Werk der göttlichen Schöpfung gepriesen, das mit allen Entwicklungsanlagen für diese Welt begabt ist.

Ausdruck des neuen Menschenbildes ist die künstlerisch-literarische Darstellung dieses Menschentyps durch Porträtmalerei und Lebensbeschreibungen. Boccaccio überliefert uns die erste Biographie Dantes, Petrarca u. a. schildern uns den neuen Menschen, Vasari überliefert uns die Lebenswege der großen Maler, Bildhauer, Architekten von Giotto bis zu seinen Zeitgenossen, deren zahlreiche Bildnisse und Selbstbildnisse uns in den Museen noch heute als Meisterwerke der Menschenbeobachtung und -charakterisierung fesseln. Selbstbewußtsein und Selbstbeobachtung führten zu den immer noch lesenswerten Selbstbiographien des Künstlers Benvenuto Cellini und des vielseitigen Naturwissenschaftlers Girolamo Cardano.

Die bevorzugte Stellung des Menschen im Universum und sein Naturgefühl, wie es Petrarca, Aeneas Sylvius, L. B. Alberti empfinden und beschreiben, kennzeichnen nicht nur die humanistische Idee vom Menschen, sondern den neuen Menschen und sein Streben selbst. Dieses Streben, das Jacob Burckhardt so genau beschrieben hat, wurde „Individualismus“ genannt und traf auf das Leben der großen Persönlichkeiten jener Zeit zu. „Es war ... eine Zeit, die Riesen brauchte, und Riesen zeugte, Riesen an Denkkraft, Leidenschaft und Charakter, an Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit. Die Männer, die die moderne Herrschaft der Bourgeoisie begründeten, waren alles, nur nicht bürgerlich beschränkt“, schrieb Friedrich Engels, als er in seiner Einleitung zur „Dialektik der Natur“ die Renaissance charakterisierte.

III. Der Humanismus in Deutschland

Als im 15. Jahrhundert die humanistische Bewegung von Italien her über die Handelsstraßen nach dem Norden immer mehr Eingang in Deutschland fand, waren die gesellschaftlichen Verhältnisse hier äußerst kompliziert. An den Kreuzungspunkten der großen Verkehrswege und bei den Handels- und Produktionszentren war trotz der politischen Zersplitterung des Landes ein wirtschaftlicher Aufschwung zu verzeichnen, vor allem im Textilgewerbe und im Bergbau. Der Gewerbebetrieb der Städte hatte die ländlich-feudale Produktion weitgehend abgelöst. Neue Handwerkszweige waren nach der Erfindung des Schießpulvers und des Buchdrucks entstanden, so die Geschützgießereien, auch die Ge-

werbe der Kupferstecher und der Holzschneider, die z. T. für den Buchdruck arbeiteten. Die Gold- und Silberschmiede verbesserten ihre Arbeiten immer weiter; die Handelsstädte, an der Spitze Augsburg und Nürnberg, waren Mittelpunkte des Reichtums und des Luxus geworden.

Der aufstrebenden wirtschaftlichen Entwicklung des Frühkapitalismus in Deutschland aber standen die politischen Zustände hemmend entgegen. Es war hier im Spätmittelalter nicht zur nationalen Zentralisation wie in England und Frankreich gekommen, sondern durch den Zerfall des feudalen Reiches in zahlreiche, z. T. mächtige Territorialfürstentümer wurde die politische Landkarte Deutschlands bis ins 19. Jahrhundert zu einer unübersichtlich bunten Fläche geprägt. An die Stelle der großen Lehensträger des einstigen ostfränkischen Reiches waren später unabhängige Landesherren getreten, die die wichtigsten Rechte (Gerichtbarkeit, Steuererhebung, Zölle, Münzprägung) an sich gebracht hatten, ja eigene Heere unterhielten; viele von ihnen lagen untereinander oder mit den Reichsstädten und der Ritterschaft in ständiger Fehde. Dabei war der mittlere Adel fast ganz verschwunden und der niedere Adel in Verfall geraten. Ulrich von Hutten hat uns diesen Verfall in einem seiner Briefe anschaulich geschildert.

Die hohe Geistlichkeit gehörte dem Reichsfürstenstand mit fast den gleichen Rechten wie die großen weltlichen Feudalherren an; dagegen waren die Prediger in Stadt und Land oft noch schlechter gestellt als die Mönche in den Klöstern. In den Städten herrschten die reichsten Familien, das Patriziat, als Ratsherren gegen die Opposition der Gemeinde, die mit wechselndem Erfolg zeitweilig Anteil an der Verwaltung der Stadt, nicht selten erst durch blutige Aufstände, erringen konnte. Die unterste Stufe dieser ständischen Ordnung bildeten die Bauern, die am meisten unter dem ausaugenden Druck dieser Gesellschaftspyramide zu leiden hatten.

Sowohl in den großen Städten als auch an den Höfen der großen Landesfürsten war eine Intelligenz herangewachsen, die bei ihrem Studium an den italienischen Universitäten die Gedankenwelt des Renaissance-Humanismus aufgenommen und mit nach Deutschland gebracht hatte. Ähnlich wie in Italien entwickelte sich auch hier eine Verbundenheit teils mit den Fürsten, teils mit dem städtischen Bürgertum. Fürstliche Gönner waren dem Humanismus zuerst in der Pfalz, in Württemberg und in Wien erstanden, wo die Ratgeber am Hofe des Kaisers auch die Wiener Universität beeinflussten und die humanistische Entwicklung förderten. Diesem Beispiel folgten die Höfe der Kurfürsten von Mainz, von Sachsen und des Herzogs von Bayern.

Das praktische Bedürfnis der Fürsten nach Humanisten ergab sich aus diplomatischen Verhandlungen und dem dabei ständig steigenden Einfluß der italienischen Diplomatie. Sichere Lateinkenntnis mit feinem Stilempfinden war in den Kanzleien üblich geworden, und die Unterhändler und Gesandten glänzten durch ihre Sprach- und Redegewandtheit. Prunkreden, welche die eigentlichen Verhandlungen einleiteten, wurden immer beliebter; dazu kamen große Empfänge und andere feierliche Gelegenheiten. So lag es ganz im Zuge jener Zeit, wenn der Württemberger Graf Eberhard den noch jungen Reuchlin auf eine Italienreise mitnahm, damit dessen vorzügliches Latein bei seinen Besuchen in Florenz und Rom seiner Repräsentation nützte. Das machte natürlich Schule, und humanistische Lehrer wie Peter Luder, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Heidelberg als Kommentator der antiken Schriftsteller lehrte, hatten Schüler aus dem Bürgertum und aus dem niederen Adel, dessen Angehörige sich vielfach den Rechts- und Verwaltungsgeschäften an den Fürstenhöfen zuwandten.

Der literarische Aufschwung des Humanismus ist ohne die erhaltende und überliefernde Tätigkeit der Mönche und ohne die Klosterbibliotheken nicht denkbar. Die Dom- und Klosterbibliotheken besaßen außer Chroniken und Annalen Abschriften lateinischer und griechischer Autoren, die von den italienischen Gelehrten gerade während der großen Konzilien in Konstanz und Basel sehr gesucht waren. Die Funde eines Poggio Bracciolini und Lorenzo Valla regten die Spür- und Entdeckerfreude auch der deutschen Humanisten an. Der Historiker und Abt Trithemius baute in Sponheim eine Bibliothek wieder zu einer hervorragenden Stätte der Gastfreundschaft für geistliche und weltliche Gelehrte auf. Der Abt Heinrich von Peine ließ die Schreibtätigkeit der Benediktiner seines Klosters Abdinghof bei Paderborn wieder pflegen. So boten die Handschriftensätze solcher Bibliotheken manche Anknüpfungspunkte für humanistische Studien.

In einigen Klöstern und Domkapiteln bemühten sich Freunde der neuen Geistesbewegung um die philologisch-kritische Reinigung der überlieferten antiken Texte, aber auch schon der Schriften der Kirchenväter. So trug um 1500 die Domschule zu Münster unter Rudolf von Langen humanistische Züge. In Augsburg hatte ein Kloster eine Druckerei, und zum Kreis um Peutinger, der vom Bischof begünstigt wurde, gehörten Domherren und Stiftsgeistliche. In Basel war Heynlin vom Stein ein Vorläufer von Erasmus. Er förderte das humanistische Streben nach besseren Texten der Kirchenväter und antiken Philosophen und wirkte bei den Ausgaben mit, die in Johann Amerbachs Werkstatt gedruckt wurden. Auch der Ulmer Humanistenkreis, der sich im Hause

des Arztes Wolfgang Richter versammelte, zählte Gleichgesinnte aus den Klöstern der Umgebung zu seinen Freunden, darunter Johannes Böhm, den Verfasser einer von antiken Schriftstellern beeinflussten Volkskunde. Der große Spötter unter den schwäbischen Humanisten, Heinrich Bebel, hatte im Kloster Zwiefalten, das er gern aufsuchte, Freunde nicht nur seiner Facetten. Selbst ein Mann wie der Bischof Christoph von Utenheim hatte humanistisch gebildete Männer wie Oekolampad, Capito und Wimphling nach Basel gerufen. In Worms feierte der geistreiche Bischof Johann von Dalberg den Celtis als eine „Leuchte Germaniens“ und gründete mit ihm die Gelehrte Rheinische Gesellschaft. In Wien war der Bischof Johann Vietz der führende Kopf der Donaugesellschaft, und in Nachahmung der italienischen Renaissance-Fürsten hatte auch der Kardinalerzbischof Albrecht von Brandenburg einige Humanisten in seinem glänzenden Hofstaat, zu denen eine Zeitlang auch Hutten gehörte.

Nachdem noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts die Buchdruckerkunst von dem Mainzer Bürger Johann Gutenberg erfunden worden war, dauerte es doch noch Jahrzehnte, bis sie zu ihrer unwälbenden Wirkung kam. 1460 entstanden die Offizin von Johann Mentelius in Straßburg und die von Albrecht Pfister in Bamberg, wo das mit Holzschnitten illustrierte „Gespräch des Ackermanns von Böhmen mit dem Tod“ des Johann von Saaz erschien, 1466 die erste Druckerei in Köln, 1468 in Augsburg und nach 1470 die Offizin Kobergers in Nürnberg, die u. a. durch eine der schönsten deutschen Bibelausgaben vor Luther berühmt geworden ist. Dann ging die Entwicklung so rasch, daß am Ende des 15. Jahrhunderts schon in vielen Städten Deutschlands die schwarze Kunst blühte. Für das starke Anschwellen der Buchproduktion gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts war es von Bedeutung, daß die ersten Stätten des deutschen Frühdrucks die bedeutenden Handelsstädte an den großen Verkehrswegen waren. Das Buchdruckergewerbe war nicht von den Vorschriften der Handwerkszünfte gefesselt, sondern in der freien, scharfen Luft der frühkapitalistischen Wirtschaft entstanden. Schon Gutenberg hatte ihre Schatten und Nachteile zu spüren bekommen, als er infolge finanzieller Schwierigkeiten gezwungen wurde, Erfindung und Unternehmen an seinen kapitalkräftigeren und rücksichtslosen Teilhaber Johann Fust und dessen Schwiegersohn Peter Schöffer d. Ä. abzugeben.

Neben lateinischen Werken geistlichen Inhalts waren es die Schriften antiker Autoren und der Humanisten, die gedruckt und vertrieben wurden. In zunehmendem Maße erschienen auch deutschsprachige Bücher, darunter schon Bibelübersetzungen, andere theologische und volkstümliche

Erbauungsliteratur, medizinische und astrologische Schriften. Aber es überwogen noch lange Zeit die Druckwerke in lateinischer Sprache. Kein Geringerer als der mit führenden Druckern und Verlegern Europas freundschaftlich verbundene große Humanist Erasmus von Rotterdam hat einmal in der Einleitung zu seiner Ausgabe „Ciceros Gespräche in Tusculum“ geschrieben: „Darum scheint mir unter allen Künsten die Buchdruckerkunst die höchste zu sein, denn was wäre glückbringender, als mit den gebildetsten und frömmsten Männern zugleich, sooft man Lust hat, zu sprechen und Geist, Sitte, Gedanken, Bildungsstreben und Taten von Männern einer weiten Vergangenheit so vor Augen zu haben, wie wenn man täglich mit ihnen zusammen wäre.“ Der Schlettstadter Humanist Wimphling begrüßte nicht minder freudig die Erfindung des Buchdrucks. „Alles kommt jetzt ans Licht, was Griechen und Lateiner verfaßt haben, was am Nil und Euphrat entstand“, schrieb er, „und was in den vier Weltgegenden besteht, wird nun offenbar, durch die deutsche Kunst, die uns gelehrt hat, sich gedruckter Buchstaben zu bedienen.“ Und Ulrich von Hutten rief aus:

„Vor(her) waren nur die Pfaffen gelehrt,
jetzt hat uns Gott auch Kunst beschert,
daß wir die Bücher auch verstahn.
Wohlauf, ist Zeit, wir müssen dran!“

Die Einstellung der Humanisten zur Erfindung des Buchdrucks ist freilich nur ein Charakteristikum neben ihrem Bildungsweg und ihrem pädagogischen Streben, neben ihren literarischen Zeugnissen und wissenschaftlichen Leistungen. So haben sich schon im 15. Jahrhundert einige Humanisten über den eigentlichen Ausbildungsgang hinaus, also nicht nur als Studenten und Hochschullehrer, wie etwa Melanchthon, sondern auch als Gelehrte, mit verschiedenen Bildungsprojekten befaßt. So gilt der deutsche Frühhumanist Conrad Celtis (etwa 1449–1508) als weitgereister Organisator und Verbreiter humanistischer Bildung; ihm schwebte ein enzyklopädisches Bildungsprogramm vor, das er 1493 in einer eindrucksvollen Eingabe zu seinen Ingolstädter Vorlesungen darlegte. Und nach dem Vorbild der italienischen Akademie bemühte sich Celtis in Heidelberg, Wien, Augsburg, Ingolstadt usw., literarisch-wissenschaftliche Gesellschaften als eine Art humanistischer Bruderschaften zu gründen bzw. ihre Gründung anzuregen. Sein Ziel war, mit der von ihm geplanten „Germania illustrata“ ein großes Werk herauszugeben, daß die Geschichte Deutschlands, die Beschreibung seiner Landschaften, der Sitten und Bräuche seiner Bewohner enthalten sollte.

Sehr oft gingen bei den deutschen Humanisten jener Zeit Pädagogik und Patriotismus Hand in Hand. Das wird besonders in der Begründung einer kritischen Geschichtsschreibung

deutlich. Von den Leistungen der italienischen Humanisten angeregt, z. B. von der Veröffentlichung der „Germania“ des Tacitus durch Lorenzo Valla, wurde der elsässische Humanist Beatus Rhenanus (1485–1545), der Freund und Biograph des Erasmus von Rotterdam, zu einem bahnbrechenden Historiker. Mit den in lateinischer Sprache erschienenen „Drei Büchern deutscher Geschichte“ (1531) gab er durch Ausmerzung offensichtlicher Fälschungen und übertriebener Bewertungen bereits eine kritische Darstellung und stellte die philologische Kritik in den Dienst der Geschichtsschreibung.

Mehr ins Praktische gerichtet waren die Bemühungen des Augsburger Patriziers Konrad Peutinger (1465–1547), der ein bedeutender Sammler historischer Schriften, Urkunden, Rechtsaltertümer, Münzen und Inschriften besonders des deutschen Mittelalters war. Auch der führende Kopf des Nürnberger Humanistenkreises, Willibald Pirckheimer (1470 bis 1530), war eifriger Sammler von deutschen Geschichtsquellen und gab die von Konrad Celtis aufgefundenen Dichtungen der Nonne Hrotsvith von Gandersheim heraus. Pirckheimer und Peutinger — vielseitig gebildet — waren beide auch den geistigen und politischen Fragen ihrer Zeit sehr aufgeschlossen und haben als Stadtschreiber bzw. Ratsmitglied und diplomatische Gesandte an der Lösung dieser Probleme mitgewirkt.

IV. Hutten — Reuchlin — Erasmus — Melanchthon

So hat der deutsche Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts eine Fülle hervorragender Persönlichkeiten hervorgebracht, deren jede ihr eigenes Profil trägt. Es ist hier freilich nicht Raum und Aufgabe, sie alle vorzustellen. Aber indem wir im folgenden Leben und Wirken von vier der bedeutendsten deutschen Humanisten des 16. Jahrhunderts skizzieren, erhellen wir den historischen und damit auch den heute noch aktuellen Beitrag des Humanismus jener Zeit zu den humanistischen Zielen unserer Tage.

Als der Politiker und Patriot unter den deutschen Humanisten gilt zweifellos Ulrich von Hutten (1488–1523), der für literarisch-publizistische Aufgaben wie kaum ein anderer seiner Zeit begabt war. Er machte aus seiner Abneigung gegen das Rittertum, wie er es in seiner Jugend auf der väterlichen Burg Steckelberg (bei Schlüchtern) kennengelernt hatte, kein Hehl und schilderte später in seinem bekannten Brief an Willibald Pirckheimer vom 25. Oktober 1518 drastisch die Verwilderung und Geistesarmut seiner Standesgenossen, die jeder eruditio und humanitas bar waren. Für den geistlichen Beruf, zu dem er von seinem Vater bestimmt worden war, hatte er nichts übrig und floh 1505 aus der Fuldaer Klosterschule, noch ehe er das Gelübde abgelegt hatte. Aber

er hatte dort gründliche Kenntnisse der antiken Literatur und damit der lateinischen und griechischen Sprache erlangt.

Enttäuscht verließ er bald darauf die Kölner Universität, wohin er sich nach seiner Flucht begeben hatte; die scholastische Wissenschaft, wie sie unter dem Ketzerrichter Jacob van Hoogstraten und seinen Dominikanern betrieben wurde, befriedigte ihn nicht. Mit seinem Freund und Lehrer Crotus Rubeanus zog er nach Erfurt und unternahm dort im Kreise der jungen Humanisten um den Gothaer Kanonikus Mutianus Rufus seine ersten dichterischen Versuche. Aber schon nach einem halben Jahr zog er wieder weiter; seitdem fand er — oft in arger Not — keine Ruhe mehr. Nach seiner Wanderung durch Böhmen lobte er bei seinem Wiener Aufenthalt 1511 in seiner „Exhortatio“ (Ermahnung) die Blüte der Wissenschaften und Künste, den Handel und Gewerbefleiß seines Vaterlandes.

Im Frühjahr 1512 zog Hutten zum Rechtsstudium nach Italien, weil es um die Erfüllung eines väterlichen Wunsches ging. Dieser erste Italienaufenthalt führte ihn zu Auseinandersetzungen mit den politischen Fragen seiner Zeit. Er trat in die Kriegsdienste Maximilians und sah dabei, wie die rücksichtslose Politik der römischen Kurie jede nationale Politik seines Kaisers in Frage stellte. In seinen patriotischen Gedichten, die den italienischen Feldzügen Maximilians galten, pries er seine deutsche Heimat und geißelte in aller Schärfe die Intrigen des machthungrigen, kriegerischen Papstes Julius II. Nach seiner Rückkehr lernte er im Mainzer Humanistenkreis Erasmus von Rotterdam kennen und schätzen, zog aber bald wieder nach Italien. Nur mit Mühe hielt ihn sein Freund Crotus in Venedig von einer Kreuzfahrt nach Jerusalem ab.

In Bologna wurde er dann bei humanistischen Freunden mit der Schrift Lorenzo Vallas über die Konstantinische Schenkung bekannt und in seiner antipäpstlichen Haltung bestärkt. 1517 ließ er sie in Deutschland drucken, und Luther hat vermutlich erst durch diese Ausgabe Huttens von der Aufdeckung der Fälschung der Konstantinischen Schenkung erfahren. Auch Huttens „Vadiscus“ hatte zweifellos starken Einfluß auf den Reformator ausgeübt; beide fühlten sich als Kampf- und Bundesgenossen gegen das Papsttum treu verbunden. Mit einer Reihe lateinischer Dialoge zog sich Hutten, der noch 1517 von Maximilian zum poeta laureatus gekrönt worden war, nun den Zorn der römischen Kurie zu, die ihm mit dem Bann drohte. Er war auch neben anderen Humanisten der Verfasserschaft der anonymen Dunkel männerbriefe verdächtigt worden. Doch erst die moderne philologische Textkritik, wie sie von Laurenzo Valla begründet worden war, hat das Rätsel der Urheberschaft der Dunkel männerbriefe zu lösen vermocht (vgl. W. Brecht, Die Verfasser der Dunkel männerbriefe, Straßburg 1904).

Johannes Reuchlin (1454–1522), die „Zierde Europas“ (Rhenanus), war der berühmte Dreisprachenmann, der außer Latein und Griechisch auch Hebräisch beherrschte. Er gehörte zu jenen deutschen Humanisten, die stark von der Platonischen Akademie in Florenz beeinflusst waren, hatte er doch Marsilio Ficino und Pico della Mirandola auf seinen Italienreisen persönlich kennengelernt. Von da rührten auch seine Versuche her, die christliche Glaubenslehre mit der jüdischen Kabbalistik und den pythagoräischen Lehren zu kombinieren. Aber weit bedeutsamer war er durch die Pflege der hebräischen Sprache geworden, deren erster akademischer Lehrer er in Deutschland war.

Sein Auftreten gegen das kaiserliche Mandat, das der getaufte Jude Johann Pfefferkorn zur Konfiskation aller hebräischen Schriften erwirkt hatte, brachte ihm nicht nur dessen Zorn, sondern auch die Feindschaft der ketzerverfolgenden Dominikaner ein. Der gefürchtete Kölner Inquisitor Jacob van Hoogstraten (1460–1527) nahm sich der Angelegenheit an, und der Streit ging bis zu Kaiser und Papst, ohne daß eine klare Entscheidung fiel. Auf einen Angriff des Ortwin Gratius (um 1480–1542), Magister an der Kölner Universität, ergriffen auch die Humanisten öffentlich für Reuchlin Partei. Dieser gab eine repräsentative Auswahl ihrer Zuschriften und Stellungnahmen unter dem Titel „Clarorum virorum epistolae...“ (Briefe berühmter Männer...) 1514 im Druck heraus und ließ fünf Jahre später eine neue Sammlung von Briefen angesehener Männer folgen.

Das ließ den an vielseitigen dichterischen Talenten reichen Erfurter Humanistenkreis nicht ruhen, auf seine Weise in diesen Streit einzugreifen, ohne daß sich die eigentlichen Verfasser, Crotus Rubeanus und sein Schüler und Freund Ulrich von Hutten, als Verfasser zu erkennen gegeben haben. Ihre „Epistolae obscurorum virorum ad venerabilem virum Magistrum Ortvinum Gratium Daventriensem...“ (Briefe von Dunkelmännern an Magister Ortwin Gratius aus Deventer...), erschienen 1516 als ein Druck des Aldus Manutius in Venedig, waren aber tatsächlich in Hagenau herausgekommen.

Hutten schrieb seinen Anteil daran nicht wie ein Gelehrter, der sich mit lukianischem Spott über die Ungelehrtheit der sich so hochgebildet gebenden Mönche lustig macht, sondern aus leidenschaftlicher Empörung darüber, daß die humanistische Bildung von der klerikalen Schulwissenschaft mißachtet wurde, die er ja mit seinem Freund Crotus an der von den Dominikanern beherrschten Kölner Universität hinreichend kennengelernt hatte. Und der Patriot Hutten fürchtete, daß „sein Deutschland wieder in die Barbarei sinken“ könnte, aus der es sich gerade mit der humanistischen Bewegung zu erheben begann.

Wie die Mönche anfangs die Briefe aufgefaßt hatten, berichtete Erasmus noch anderthalb Jahrzehnte später in einem Brief aus Basel an einen seiner Freunde an der Universität Löwen: „Als die Briefe der Dunkelmänner erschienen, wurden sie in England von Franziskanern und Dominikanern außergewöhnlich gut aufgenommen, da diese überzeugt waren, daß sie im Ernst gegen Reuchlin und zugunsten der Mönche geschrieben worden seien... Später hat in Brabant ein Dominikaner-Prior, einer von der Art jener ‚unser Magister‘ der Dunkelmännerbriefe, eine ganze Menge dieser Bücher zusammengekauft, die er den Ordensoberen schenken wollte; er zweifelte nicht, daß sie zur Ehre seines Ordens geschrieben seien – gibt es etwas Borneiteres?“ Die Verteidigungsschriften Pfefferkorns und Gratius' gegen diesen Spott waren hoffnungslos im Gelächter der Humanisten Europas untergegangen.

Als die Reformation mit ihren Flugschriften ganz Deutschland erfaßt hatte, wandte sich auch Hutten in deutscher Sprache an das Volk und schrieb 1520:

„Latein ich vor (früher) geschrieben hab,
das war ein jeden nit bekannt,
jetzt schreib ich an das Vaterland,
teutsch Nation in ihrer Sprach.“

Daher erlangten seine „Dialoge“ und „Ausschreiben“ noch zu seinen Lebzeiten sieben und mehr Auflagen. Huttens humanistische Leistung lag freilich nicht so sehr auf dem Felde der Wissenschaft, und er selbst hat in seinem Brief an Pirkheimer (1518) die Verbindung von literarischer Arbeit mit unmittelbarer praktischer, kämpferischer Tätigkeit als seinen Lebensinhalt bezeichnet.

Von ganz anderer Art war jener Humanist, der mit dem deutschen Humanismus so eng verbunden war, daß er daraus nicht wegzudenken ist: Erasmus von Rotterdam (1466–1536). Er hat in mehr als einer Richtung Bahnbrechendes geleistet. Der Humanismus aus dem Süden und die Mystik aus dem Norden kreuzten sich bei ihm. Groß geworden ist er in der geistigen Welt der „Brüder vom gemeinsamen Leben“.

Ihre „neue Frömmigkeit“, die „devotio moderna“, war keine neue Lehre; doch die neue Stimmung und Praxis der Brüder vom gemeinsamen Leben legte nicht allein Wert auf eine stetige Innigkeit des religiösen Übens und Denkens und auf caritative Tätigkeit, wie Krankenpflege, sondern auch auf Unterricht und Schreibkunst. Darin unterschieden sie sich von Franziskanern und Dominikanern, die stärker die Predigt betrieben. Der Schulbetrieb der Brüder vermittelte den Kreisen des niederländischen Bürgertums eine Bildung, die auch breitere Schichten des Volkes erfaßte. Von ihrem Einfluß waren solche bedeutenden Persönlichkeiten wie Nicolaus

von Cues, Papst Hadrian VI., Erasmus und sein Mitschüler Mutianus Rufus, der Straßburger Humanist Johannes Sturm und auch Ortwin Gratius, der in den Dunkelmännerbriefen verspottet wurde, geprägt. Im einzelnen ist allerdings der Anteil der devotio moderna an der Entwicklung des Humanismus bislang nicht sicher zu fixieren gewesen.

Alexander Hegius (um 1432–1498) hatte als Rektor der Schule von Deventer die klassischen Autoren in den Unterricht eingeführt. Dort lernte Erasmus viele Schriften bedeutender lateinischer Dichter, vor allem Cicero, sowie eine Reihe italienischer Humanisten kennen. Aber auch die Werke des Kirchenvaters Hieronymus studierte er gründlich, wurden sie doch dort so eingehend vermittelt, daß die Brüder vom gemeinsamen Leben auch Hieronymianer genannt wurden. Und die große Hieronymus-Ausgabe von 1516 war es auch, mit der Erasmus die Patrologie (die Lehre von den Kirchenvätern) begründete. Über ein Jahrzehnt hatte er daran gearbeitet und damit eines der vornehmsten Ziele deutscher Humanisten, die christliche Lehre in ihrer ursprünglichen, reinen Form wiederherzustellen, auf diesem Gebiet zur Verwirklichung geführt. Noch im gleichen Jahr führte er diese Arbeit mit der Herausgabe des Neuen Testaments im griechischen Text (mit seinen lateinischen Anmerkungen und seiner lateinischen Neuübersetzung) über die Vulgata hinaus weiter.

Entscheidende Anstöße zu dieser Editionstätigkeit hatte Erasmus in England bekommen. Dort hatte John Colet, der Vorsteher des Domkapitels von St. Paul in London, wohl am tiefsten auf ihn gewirkt. Colet hatte den florentinischen Humanismus an Ort und Stelle kennengelernt und durch Marcilio Ficinos Vermittlung die Stoa als Grundlage der antiken Philosophie, ergänzt durch den (Neu-)Platonismus, aufgenommen. Aber er war bei aller Liebe zu den Wissenschaften bewußter Christ geblieben, der das Christentum von heidnischer Bildung unterschied. Und er war es gewesen, der Erasmus von humanistischem Literaten- und Ästhetentum zur Theologie weitergeführt hatte. Seinem Einfluß war es auch zu verdanken, daß Erasmus in Italien die Würde eines doctor theologiae erwarb. Der Verbindung von Antike und Christentum zum christlich geprägten Humanismus bei Erasmus war damit der Grund gelegt.

Es ging Erasmus aber niemals allein um eine wissenschaftliche Bewältigung theologischer Schriften, sondern um ein unverfälschtes Christentum und echte Frömmigkeit. Dem sollte die Verbindung einer docta pietas (gelehrte Frömmigkeit) mit einer pia doctrina (fromme Lehre) dienen, eine Auswirkung seiner Erziehung in der Schule von Deventer. So entstand sein 1502 erschienenes „Handbüchlein des christlichen Streiters“, von dem er später aus Basel seinem Freund,

dem Abt Paul Volz, mitteilte, er habe es für sich und einen gänzlich ungelehrten Freund herausgegeben; er wies dabei die Sticheleien zurück, daß jeder beliebige Abc-Schütze das Büchlein hätte schreiben können, weil es gar keine scholastischen Probleme behandle. „Als wenn es ohne diese überhaupt keine Gelehrsamkeit gäbe!“ ruft er aus und fährt fort: „Wer hat schon Zeit, die dicken Bände der Scholastiker zu wälzen? ... und doch sollte jedermann gut leben können. Christus wünschte, daß der Weg dazu für jedermann gleich sei, nicht durch unentwirrbare Labyrinth von Disputationen hindurch, sondern durch aufrichtigen Glauben, echte Liebe, begleitet von Hoffnung, die nicht zuschanden werden läßt.“ So war sein Erbauungsbuch ganz im Sinne von Thomas von Kempens „Nachfolge Christi“ geschrieben.

Aber weit berühmter noch hat ihn 1509 das „Lob der Torheit“ gemacht. Eine geistvolle Satire gegen die Unwissenheit seiner Zeit, in ausgezeichnetem Latein geschrieben, fand sie selbst den Beifall des gebildeten Medici-Papstes Leo X., nicht aber den der verspotteten Theologen und Mönche. Im 23. Kapitel dieser lebendigen Schrift geißelt er besonders die Torheit des Krieges: „Ist der Krieg nicht das Saatfeld, nicht der Urquell jeder rühmenswerten Tat? Und was kann dennoch Törichtereres geschehen? ... Zwei Parteien schlagen sich Gott weiß warum, und beide haben am Ende mehr Schaden als Vorteile ... alle, die man zur Hefe der Bevölkerung zählt, können dabei unsterblichen Ruhm erwerben.“

Erasmus war ein Meister des lateinischen Stils und beherrschte alle Formen der Darstellung, wie sie zu seiner Zeit üblich waren, den Dialog so gut wie die Lehrschrift, die Abhandlung oder das feine Epigramm. Bei aller Gelehrsamkeit hatte er immer wieder den scharfen Blick für die Nöte und Mängel seiner Zeit, die er oft in seinen Schriften rücksichtslos aufdeckte. Seine besondere Sorge galt dabei dem Frieden. Er teilte die große Friedenssehnsucht aller Völker und Zeiten, die immer wieder von der Kriegsfurie heimgesucht wurden, und schrieb 1515 nach dem Tode des kriegerischen Julius II. an den neuen Papst Leo X.: „Mag fast die ganze, zum Krieg aufgepeitschte Welt Julius II. für den Größten erklären haben, so bezeugt sicherlich der Friede, den die Welt jetzt wieder bekommen hat, daß Leo noch größer ist.“

Als überzeugter Gegner der Eroberungskriege und der Türkenkriege forderte Erasmus 1516 im „Fürstenspiegel“ von dem späteren Kaiser Karl V., daß der Fürst die Künste des Friedens pflege. Immer wieder hoffte er nach den großen Schlachten seiner Zeit, so nach Marignano 1515 oder Pavia 1525, auf die Einigung der Könige und Völker und beklagte ihre Entzweiung bitter in seiner „Klage des Friedens“ (Querela pacis), die er zur Vorbereitung für den geplanten

Friedenskongreß von Cambrai 1517 geschrieben hat. Diese Schrift, die in mehr als 50 Ausgaben und Übersetzungen erschien, davon die Hälfte zu Erasmus' Lebzeiten, hat wie keine andere seiner Arbeiten die Friedenssehnsucht der Völker ausgedrückt und durch die Jahrhunderte immer wieder das öffentliche Interesse gefunden. Wie der christliche Humanist die aktuellen Probleme seiner Zeit sah, zeigt die Widerlegung eines Vaterunser im Munde von Soldaten, das er Punkt für Punkt als eine einzige große Lüge abfertigte:

„Ich frage: wie kann ein Soldat in diesen Gottesdiensten das Vaterunser beten? Du gefühlloser Mund wagst es, ihn Vater zu nennen, da Du Deinem Bruder an die Kehle willst? Geheiligt werde Dein Name: Wie konnte der Name Gottes mehr entheiligt werden als durch solche Tumulte unter Euch? Dein Reich komme: So bestehst Du, der Du durch soviel Blut eine Gewaltherrschaft aufrichtest? Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden: Gott will den Frieden, Du aber bereitest den Krieg vor? Du erbittest das tägliche Brot von unserem gemeinsamen Vater, der Du die Saaten Deiner Brüder verbrennst und lieber umkommen willst, als daß jene Nutzen davon hätten? Mit welchem Munde nun sollst Du jene Worte sagen: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern, der Du zum Brudermord eilst? Du bittest um Schonung vor der Gefahr der Versuchung, während Du durch Dein gefährliches Spiel den Bruder in diese Gefahr hineinziehst? Du forderst, vom Übel befreit zu werden, der Du auf das höchste Unheil bedacht bist?“

Und von den Geistlichen fordert er klar und eindeutig: „Die Theologen sollen lehren, was Christi würdig ist; sie sollen sich alle zusammenschließen gegen den Krieg, eifern gegen ihn und öffentlich und heimlich den Frieden predigen, ihn rühmen und einhämmern. Und können sie die Entscheidung durch das Schwert nicht hindern, so sollen sie diese aber nicht billigen und dabeisein, damit durch ihre Urheberchaft eine so verbrecherische und äußerst üble Sache nicht noch ein Ansehen erhalte.“

In der Beurteilung des Krieges äußert Erasmus bereits Gedanken, wie sie später als Prinzip der Güterabwägung in die katholische Lehre vom gerechten Krieg eingegangen sind. So warnte er damals: „Man soll auch nicht unbesonnen einen Krieg entfesseln, da er — erst begonnen — nicht leicht beendet werden kann. Es gibt keine gefährlichere Sache... Zuweilen muß der Frieden auch erkauf werden. Wenn Du einmal berechnest, was der Krieg verzehren würde und wie viele Bürger Du vor dem Untergang bewahren könntest, so scheint der Friede immer noch wohlfeil, auch wenn Du ihn teuer erkaufst, weil Du für den Krieg außer dem Blut Deiner Untertanen noch mehr hättest aufwenden müssen. Rechne

Dir aus, wieviel Unheil Du verhütet, wieviel Güter Du vor der Vernichtung erhalten hast, und die Kosten für den Frieden werden Dich nicht reuen.“

Wer in der Geschichte der Menschheit ein wenig Bescheid weiß, wird Erasmus gern zustimmen, wenn dieser in seiner Friedensklage feststellt: „Kaum ein Friede ist so ungerecht, als daß er nicht dem scheinbar gerechtesten Kriege vorzuziehen wäre.“ Und heute noch gilt voll und ganz, was damals Erasmus feststellte: „Der größte Teil des Volkes haßt den Krieg und bittet um Frieden. Nur einige wenige, deren gottloses Glück aus dem Unglück der Allgemeinheit herrührt, wünschen den Krieg. Entscheidet selbst, ob das gleichgültig ist oder nicht.“

In seinen „Adagia“ (Sprichwörter), das eines mit dem Titel „Angenehm ist der Krieg den Unerfahrenen“ enthält, schreibt er: „Das Volk gründet und baut die Städte, die Torheit der Fürsten verwüstet sie wieder.“ Er drückt damit seine Enttäuschung über die Könige und Fürsten seiner Zeit aus, die ihre Völker immer wieder in den Krieg stürzten, und stellt sich auf die Seite des von den Kriegsnoten geplagten Volkes. Mag man auch Erasmus wegen seiner Weigerung, in den großen Streitfragen seiner Tage Partei zu ergreifen, bedauern und rügen, — in dieser entscheidenden Frage, bei der es um den Frieden der Menschheit geht, hat er sich wie wohl kein anderer Humanist klar und öffentlich entschieden.

Es ist hier nicht der Raum, Erasmus nach allen Seiten hin gerecht zu werden. Seine Auseinandersetzung mit Luther 1524/25 würde ein Kapitel für sich beanspruchen, trifft doch der Streit um den freien Willen eine der tiefsten Fragen philosophischer und theologischer Problematik. Von hier aus geht wohl die endgültige Scheidung zwischen Humanismus und Reformation, wenngleich beide durch vielerlei Fäden verbunden sind. Nicht wenige Humanisten haben sich in jenen Jahren von der Reformation, der sie anfangs begeistert zugestimmt hatten, wieder abgewandt. Ihnen stand dabei Erasmus näher, der kein so tiefes Verhältnis zu Augustin wie Luther hatte — hierfür mag wohl die Ausbildung in Deventer Ursache gewesen sein. Doch konnte Erasmus später bekennen: „Ich habe die Theologen zu den Quellen zurückgerufen, daran erinnert, worin die wahre Religion besteht.“ Damit war er, Luther vorarbeitend, auf protestantischer Seite stärker durchgedrungen als auf katholischer Seite. Aus dieser Sicht her steht er nicht ganz zu Unrecht auf dem Nordhäuser Tafelbild der St.-Blasien-Kirche unter den Reformatoren.

In ganz anderer Weise verkörpert Philipp Melanchthon (1497–1560) die Verbindung von Humanismus und Reformation. Von ihm, dem Zwanzigjährigen, schrieb Erasmus 1517 an Oekolampad, den Reformator Basels: „Von Melanchthon

denke ich hoch und hoffe ich viel, möchte nur Christus uns diesen Jüngling lange am Leben erhalten! Er wird Erasmus in den Schatten stellen.“ Gewiß waren Reformatoren wie Zwingli, Oekolampad, Spalatin u. a., auch Calvin, Humanisten. Zwingli z. B. war von Pico della Mirandas Gedanken beeinflusst, und in Calvins Theologie sind neuerdings Elemente des (Neo-)Platonismus festgestellt worden. (Man erkennt übrigens ihre humanistische Ausbildung auch an ihrer lateinischen Schreifschrift, die mit der humanistischen Minuskel in Italien verwandt war, während Luther, vom scholastischen Schulbetrieb kommend, die gotische Kurrentschrift schrieb.)

Philipp Melanchthon ist als der große „Praeceptor Germaniae“, der Lehrmeister Deutschlands, gefeiert worden. Schon in jungen Jahren kam er wegen seiner ausgezeichneten und vielseitigen humanistischen Bildung an die Wittenberger Universität als Lehrer für Griechisch. Sein Großonkel Johannes Reuchlin, der ihm den früh verstorbenen Vater ersetzt, ihn in die humanistischen Studien eingeführt hat und dem er die Gräzisierung seines deutschen Namens Schwarzerdt(t) zu Melanchthon verdankte, hatte als Ratgeber von Fürsten auch mit dem Hof des sächsischen Kurfürsten in Beziehung gestanden, der ihn um die Namhaftmachung eines Dozenten für Griechisch gebeten hatte, und dort seinen jungen, begabten Verwandten empfohlen. Fast vier Jahrzehnte wirkte Melanchthon dort, später oft unter widrigsten Verhältnissen, bis er von der „Wut der Theologen“ erlöst wurde.

Was Crotus Rubeanus als Rektor der Erfurter Universität einführte, konnte Melanchthon nicht allein an der Wittenberger Universität, sondern auch an einer Reihe anderer Universitäten und an zahlreichen städtischen Lateinschulen durchsetzen: das Erlernen der alten Sprachen und der studia humanitatis als Vorbereitung für das Theologiestudium und für die reformatorische Erfassung des Evangeliums. Diese Verbindung vom Humanismus und Christentum ergab sich als eine pädagogische Konsequenz aus den theologischen Leistungen des Erasmus. Die scholastische Theologie und Philosophie waren ihm ungeeignete Bildungsmittel; sie mußten durch eine biblische Theologie in Verbindung mit der Lektüre der antiken Klassiker und der aristotelischen Philosophie – aus dem reinen Urtext natürlich – ersetzt werden.

Schon als Student war er um seine vielseitige Ausbildung bemüht, und als humanistischen Hochschullehrer zeichnet es ihn aus, daß er zahlreiche Lehrbücher verfaßte oder, mit seinem Vorwort versehen, neu herausgab. Hatte er doch in jungen Jahren auch juristische, mathematisch-astronomische und medizinische Studien betrieben. Auf dem Gebiete der Geschichte hat er Leistungen aufzuweisen, die ihn berechtigen,

neben Hutten, Peutinger, Pirckheimer u. a. in die Reihe der patriotischen Humanisten aufgenommen zu werden. Historie war nach seiner Auffassung der praktische Teil der philosophischen Ethik, aus der Geschichte sollte man lernen. Auch er schätzte die „Germania“ des Tacitus sehr und gab sie mit seinem empfehlenden Vorwort heraus. Er wirkte bei der Drucklegung deutscher Geschichtsquellen wie der Ursperger Chronik und der Slavenchronik Helmolds mit und gab die von ihm entdeckte Wittenberger Handschrift der Annalen Lamperts von Hersfeld heraus. Auch die quellenkritische Bearbeitung der späteren Auflagen der Chronik Carions geht auf ihn zurück. Mit dieser Weltchronik, die unmittelbar auf den durch deutsche Humanisten erschlossenen Quellen aufbaut, übte Melanchthon großen Einfluß auf die reformatorische Geschichtsschreibung, besonders auf den bedeutenden Historiker Johannes Sleidan aus. So gingen auch hier wieder pädagogische und patriotische Bestrebungen zusammen.

Als praktischer Pädagoge war Melanchthon vor allem als Gutachter bei Gründungen bzw. Umbildungen reformatorischer Universitäten und bei der Neueinrichtung städtischer Lateinschulen, aus denen später die bürgerlichen Gymnasien hervorgingen, sowie bei der Empfehlung von Lehrkräften tätig. Seine Schüler und Freunde wirkten in allen protestantischen Ländern Mitteleuropas. Bis nach Siebenbürgen erstreckten sich seine Beziehungen, und die Reformationsgeschichte Polens und Ungarns ist ohne ihn nicht denkbar. Die Bildung des deutschen Volkes lag ihm zeit seines Lebens am Herzen, und ihm, dem Praeceptor Germaniae, ist es zu verdanken, daß die humanistischen Traditionen des protestantischen Schulwesens in Deutschland bis ins 20. Jahrhundert wirksam waren. Er hat eine Verbindung von Christentum und Humanismus praktiziert, ohne beides zu vermischen, in klarer Ergänzung und Gemeinsamkeit von Glaube und Wissenschaft. Sein Großonkel Reuchlin und sein Freund Erasmus von Rotterdam waren ihm darin Vorbild.

V. Bleibende Leistungen

Der deutsche Humanismus war in der Hauptsache eine bürgerliche Gelehrtenbewegung. Die deutschen Humanisten bedienten sich fast ausschließlich des Lateins als internationaler Gelehrtensprache, so daß schon dadurch ihrer Wirksamkeit feste Grenzen gezogen waren; sie erreichten das Volk kaum.

In der Wissenschaft hatte der Humanismus die Kritik zum methodischen Prinzip entwickelt und sich von den Ketten scholastischer Dogmen befreit. Die Kritik griff aber nicht die Glaubensgrundlagen an. Es ist oft, etwa bei Reuchlin und Erasmus, auch bei Melanchthon u. a., die Rede von einem

„christlichen Humanismus“. Das ist wohl so wenig richtig wie das Schlagwort vom sog. christlichen Sozialismus. Aber daß die humanistische Bewegung wesentlich heidnisch oder anti-christlich gewesen sei, ist ebenfalls nicht zutreffend. Gerade die bedeutendsten Humanisten waren tiefgläubige Christen. Erasmus von Rotterdam, dessen Werke später die katholische Gegenreformation auf ihren Index der verbotenen Bücher setzte, weil er die Laster und die Unwissenheit der Theologen und Mönche in manchen seiner Schriften scharf gegeißelt hatte, war ein tiefgläubiger Christ gewesen. Mit einem „Miserere, Domine. Liebe God!“ auf den Lippen war er am 12. Juli 1536 verstorben.

Aus ihrer Gläubigkeit heraus setzten die Humanisten ihre Kritik an der scholastischen Philosophie an, und ihre humanistische Ausbildung lieferte ihnen die Mittel und Methoden dazu. Der Ruf „Zurück zu den Quellen!“ galt ihnen nicht nur für die Neuerschließung der antiken, sondern auch der christlichen Klassiker, der Kirchenväter und besonders der Bibel. Diese Verbindung von klassischer Antike und christlicher Klassik lag nahe, weil das Christentum während der ersten Jahrhunderte Ideen der griechischen Philosophen sowie griechische und lateinische literarische Traditionen zu bewältigen gehabt hatte; man hat dabei von einem „Humanismus der Kirchenväter“ gesprochen. Im frühen Mittelalter sind dann philosophische und wissenschaftliche Interessen von der Scholastik eingeschränkt worden, der theologische Stoff wurde in ein System gebracht, das in dem Sentenzenbuch des Petrus Lombardus und in der Dekretalensammlung Gratians Standardwerke für die Theologie und das Kirchenrecht auf Jahrhunderte hinaus erhielt,

Gegen die erstarrte Vorherrschaft der damit arbeitenden scholastischen Wissenschaft waren die Humanisten Sturm gelaufen, um auf die ungetrübten Quellen des christlichen Glaubens zu stoßen. In der Betonung der Autorität der Heiligen Schrift und der frühen Kirchenväter gegenüber der scholastischen Theologie waren sich sowohl Luther wie Erasmus und andere Humanisten einig. Das Studium der griechischen und hebräischen Sprache erhielt damals für die Theologen grundlegende Bedeutung. Man kann in diesem Zusammenhang mit einiger Berechtigung von christlichen Humanisten sprechen, wenn Gelehrte mit humanistischer Ausbildung religiöse oder theologische Probleme in ihrem Werk bzw. in einem Teil ihrer Schriften behandelten. Dabei reicht die internationale Liste dieser christlichen Humanisten von Lorenzo Valla über Erasmus, Faber Stapulensis und Thomas Morus bis hin zu Melanchthon und Calvin.

Was die politischen Anliegen betrifft, welche die Humanisten verfolgten, so ist das des Friedens von Erasmus am konsequentesten verfochten worden. Er ist der erste in der

Reihe der Friedensrufer zu Beginn der Neuzeit. Wenn der Friede zeitlebens die erste der politischen Forderungen war, die er an die Welt stellte, so war das Evangelium das erste der Argumente, mit dem er diese Forderung begründete (K. v. Raumer). Auch und gerade in diesem entscheidenden Punkt wird die Nachfolge Christi — man erkennt den Einfluß von Deventer — als das Kriterium dafür angesehen, ob die Menschen wahrhaftige Christen sind. Paracelsus, Arzt und Humanist, sah den Krieg, auch den Türkenkrieg und damit den Glaubenskrieg, als Sünde an: „Was ist das anders als Mördererey und eine vermessenliche Mördererey?“ Von Melanchthon kennen wir seine klare Feststellung: „Al'e Kriege hindern die wissenschaftlichen Bestrebungen und entstellen die Kirche.“ Solche Urteile der Humanisten sind Zeugnisse für eine Friederssehnsucht, die nicht nur Sorge um die Ruhe der Gelehrtenstube ausdrückt, sondern — und auch hier ist Erasmus wieder am klarsten — die Verbundenheit mit dem unter dem Kriege leidenden Volke zeigt.

Fast allen deutschen Humanisten war ein gesunder Patriotismus eigen. Hier steht Hutten zweifellos an der Spitze, der so weit ging, daß er das Humanistenatein mit der Sprache seines Volkes vertauschte, um besser wirken zu können. Angeregt durch die Tätigkeit der italienischen Humanisten, sammelten und bewahrten die deutschen Humanisten alle Zeugnisse aus der Vergangenheit, die den Ruhm der deutschen Nation verkündeten: von der „Germania“ des Tacitus über Einhard's Lebensbeschreibung Karls des Großen bis zu den mittelalterlichen Chroniken. Sie schrieben auch selbst Geschichte, wie Beatus Rhenanus, Coch'aus, Aventinus und Melanchthon, und benutzten dabei die neuentdeckten Quellen. Die historische Erforschung der Vergangenheit des deutschen Volkes hatte einen Aufschwung genommen, der noch über die Zeit des Humanismus hinaus wirksam war. Auch die Anprangerung der finanziellen Ausbeutung durch die Kurie und die Forderungen nach einem romfreien Deutschland, wie sie am konsequentesten von Hutten vertreten wurden, waren Kennzeichen der patriotischen Gesinnung der deutschen Humanisten.

Eine vielseitige Bildung, die über das spätere gymnasiale Bildungsprogramm mit seiner einseitigen Betonung der alten Sprache und Literatur weit hinausging und naturwissenschaftliche Studien auf dem Gebiete der Geographie, Astronomie, Medizin einschloß, auch die musische Betätigung nicht übersah, strebten die deutschen Humanisten an und verwirklichten sie in ihrer eigenen Entwicklung. Hier war der große Praktiker führend, dessen vielseitige pädagogische Wirkung seinen Tod überdauerte, der Wittenberger Humanist und „Praeceptor Germaniae“ Philipp Melanchthon. Eine gute Ausbildung, die vor allem auf eine geisteswissenschaftliche

Tätigkeit vorbereitete, vermittelten die von ihm geprägten Lateinschulen und Universitäten. Nicht mehr in scholastischer, sondern in neuzeitlicher Ausbildung wuchsen die nächsten Generationen heran. Aus ihnen gingen bedeutende Persönlichkeiten hervor, die – wie Wolfgang Ratke, Andreas Reyher und August Hermann Francke – Bedeutendes zur Weiterentwicklung der bürgerlichen deutschen Pädagogik beitrugen. In der Nachfolge Franckes entstanden dann im pietistischen Schulwesen des 18. Jahrhunderts die ersten Realschulen, die – durch den Einfluß der zunehmenden merkantilistischen Manufakturwirtschaft bedingt – auch handwerklich-praktische Lehrziele verfolgten.

VI. Erbe und Vorbild

Humanismus als Bildung des Menschen zur humanitas, zur Menschlichkeit, war immer wieder das Ziel wahrhafter Humanisten des Bürgertums. Zu einem nicht geringen Teil ist die Geschichte des Humanismus auch immer wieder Geschichte der Pädagogik, mit den Namen Comenius, Salzmann, Pestalozzi, Diesterweg u. a. verbunden. Ein Mann wie Gotthold Ephraim Lessing hat uns in „Nathan der Weise“ jene für das Zeitalter der Aufklärung und der religiösen Toleranz typische, tief humanistische Ringparabel aus der Zeit der mittelalterlichen Kreuzzüge nahegebracht, in der die praktische Bewährung des Glaubens gefordert wird. Und Johann Gottfried Herder sah in der Humanität den Inbegriff der durchaus auch christlichen Tugenden wie Mitgefühl, Friedfertigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit, Wohlanständigkeit, Frömmigkeit. Humanität ist ihm des Menschen Wesen und Bestimmung, wie er im Vierten Buch des Ersten Teils seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ feststellt. Über die Rolle des Christentums schreibt er im 124. seiner „Briefe zur Beförderung der Humanität“: „Der Mißbrauch des Christentums hat zahlloses Böse in der Welt verursacht, ein Beweis, was sein rechter Gebrauch vermöge. Wenn die schlechte Moral sich an dem Satz begnügt: ‚Jeder für sich, niemand für alle!‘ so ist der Spruch ‚Niemand für sich allein, jeder für alle!‘ des Christentums Lösung.“

Aber die Aussicht auf die Verwirklichung der humanistischen Ziele des Bürgertums wurde mit fortschreitender Entwicklung des kapitalistischen Wirtschaftssystems nur geringer; das furchtbare Wort des englischen Philosophen Thomas Hobbes (1588–1679), daß der Mensch dem Menschen ein Wolf sei, macht die unmenschliche Wolfsformel der herrschenden Klassen der kapitalistischen Gesellschaft deutlich. Selbst solche Repräsentanten des spätbürgerlichen Humanismus wie Jacob Burckhardt und Thomas Mann sahen daher mit Schau-

dern auf ihre Epoche, die des Imperialismus. Der Schweizer Kunst- und Kulturhistoriker, der beste Renaissance-Kenner seines Jahrhunderts, ahnte und erkannte die Gefährlichkeit und Unmenschlichkeit gerade des deutschen Imperialismus im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und begann die Macht als das Böse zu hassen. Der große deutsche Romancier des 20. Jahrhunderts stellt uns in seinem „Zauberberg“ eine „zukünftige, durch tiefstes Wissen um Krankheit und Tod hindurchgegangene Humanität“ dar.

Beide Männer können in ihrer Haltung als typisch gelten für jene „Gebildeten“, die bei aller soliden bürgerlichen Bildung und Ausbildung auf humanistischer Grundlage dem Militarismus und Faschismus schon in seinen Anfängen nicht hart genug entgegentraten. Weder Resignation noch Haß noch Emigration allein vermochten die Verhältnisse zu ändern; ja, nicht wenige „Gebildete“ hatten sich mit ihren Fähigkeiten sogar in den Dienst des Militarismus und Faschismus gestellt und die Pervertierung ihrer humanistischen Bildung in den Antihumanismus der Judenverfolgung, Kriegsvorbereitung und Massenvernichtung bewirkt! Die Geschichte einer der größten Leistungen menschlicher Bildung und Wissenschaft, die Entdeckung und Nutzung der Atomkraft, ist von diesem Widerspruch zwischen Humanismus und Antihumanismus durchzogen.

Die Hoffnung der Menschheit – und nicht weniger Christen – hängt heute am Sieg der Kräfte, die die humanistischen Ziele nicht nur in ein neues Licht gestellt, sondern sie auch zur Verwirklichung zu bringen sich angeschickt haben. Ein Leben ohne Krieg, eine vielseitige Bildung und Erziehung des Menschen, seine uneingeschränkte Tätigkeit zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft, zur Schaffung der materiellen Voraussetzungen für ein menschenwürdiges Dasein aller, nicht nur einiger privilegierter oder „gebildeter“ Kreise – das sind die Ziele des Programms der KPdSU, das auf dem XXII. Parteitag in Moskau verkündet wurde, und nicht als Utopie, wie es den Humanisten vergangener Zeiten oft erscheinen mußte, sondern erreichbar schon für die heranwachsende Generation!

Damit finden auch für uns Christen die Feststellungen sowohl der Staatsraterklärung vom 4. Oktober 1960 als auch des Gesprächs von Niederschönhausen am 9. Februar 1961 ihre erneute Bestätigung, daß das Christentum und die humanistischen Ziele des Sozialismus keine Gegensätze sind. Vielmehr ist die Verwirklichung dieser Ziele auch die Verwirklichung der Ziele unserer dem Christentum verbundenen Humanisten. Freilich müssen wir Christen dabei auch mehr denn je unseren Glauben unter Beweis stellen, wie es die Ringparabel Lessings fordert oder wie es Otto Nuschke ein-

mal für unsere Zeit formulierte: „Ein je besserer Christ der Christ und ein je besserer Marxist der Marxist ist, eine desto bessere Zusammenarbeit wird es zwischen den humanistischen Kräften zum Wohle unseres Volkes und des Friedens geben.“

- *25 Prof. Dr. Rudolf Ričan: Josef L. Hromádka — Leben und Werk
- 26 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: Afrika — Einige seiner Probleme
- 27 Duong-Van-Dam: Die Lage des Katholizismus in Vietnam
- 28 Prof. Dr. Kurt Wiesner: Albert Schweitzer zum 85. Geburtstag
- *29 Fritz Rick: Auf neue Art arbeiten, lernen und leben
- *30 Dr. Hans Wiedemann †: Aus meinen Reden
- *31 Gerhard Lange: Erziehung und Bildung der Jugend in den beiden deutschen Staaten
- *32 Dr. Gerhard Descyk: Der Friedensauftrag der Katholiken
- 33 Dr. Bohuslav Pospíšil: Die Prager Christliche Friedenskonferenz
- *34 Johannes Zukertort: Der deutsche Militarismus und die Legende vom Präventivkrieg Hitler-Deutschlands gegen die Sowjetunion
- *35/36 Luitpold Steidle: Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“
- *37 Gerhard Krüger: Die Darstellung der wichtigsten Probleme des zweiten Weltkrieges in der reaktionären Geschichtsschreibung Westdeutschlands
- *38 Prof. Dr. Gerhard Reintanz, Heinz Büttner, Erwin Krubke: Friedensvertrag mit Deutschland
- *39 Gertrud Illing: Abrüstung — der Weg zum Weltfrieden — Wunsch und Wille der Menschheit
- *40 Wolfgang Heyl, Victor Thiel, Erwin Krubke, Rolf Börner: Es gibt keinen dritten Weg
- *41 Otto Nuschke — Sein Vermächtnis an die christlichen Demokraten
- *42 Rolf Börner: Der Christ und die sozialistische Moral
- *43 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: Ostsee — Meer des Friedens
- *44 Prof. Dr. theol. Gerhard Kehnscherper: Max Plancks Forderung an Theologie und Kirche
- 45 Werner Meinecke: Die Verflechtung mit der Macht als aktuelle Bedrohung der Kirche
- *46 Dr. Heinrich Toeplitz: Recht und Justiz in beiden deutschen Staaten
- *47 Gerald Götting: Einig im Kampf gegen Kolonialismus und Imperialismus
- 48 Dr. Harald-Dietrich Kühne: Atomare Aufrüstung und Lebenslage
- *49 Prof. Dr. Jan Milič Lochman: Theologie und kalter Krieg
- 50 Carl Ordnung: Die Kirche vor der sozialen Frage
- *51 Dipl. oec. Erwin Krubke: Soziale Sicherheit ist nur im Sozialismus möglich

- *52 Aus der Arbeit des Gesamtstaatlichen Friedensausschusses der katholischen Geistlichkeit in der CSSR: Vom Glauben zum Bekenntnis
- 53 Alwin Schaper: Der Gottesfrieden — Rückblick und Ausschau
- 54 Prof. Dr. Amedeo Molnár: Johannes Hus, der Wahrheitsverteidiger
- *55 Carl Ordnung: Der Atheismus als Frage an die Christenheit
- 56 Gerald Götting: Afrika den Afrikanern! — Zur Freiheitsbewegung der afrikanischen Völker
- 57 Die Bewegung nationaler Christen in Indien (The Indian National Hindustani Church)
- 58 Hermann Kalb, Adolf Niggemeier, Karl-Heinz Puff: Weg und Ziel der Adenauer-CDU — Zu einigen Fragen ihrer antinationalen Politik
- 59 Siegfried Welz: Der algerische revolutionäre Befreiungskrieg
- 60 Gertrud Illing: Das Wiedererstehen des deutschen Imperialismus im Bonner Staat und die Rolle der Adenauer-CDU
- 61 Hans Zillig: Der Christ in der sozialistischen Landwirtschaft
- 62/63 Alwin Schaper: Der nationale Gedanke und der Kampf für den Frieden
- 64/65 Rolf Börner: Die verräterische Politik der Führung der Adenauer-CDU im Spiegel ihrer Parteiprogramme (1945 bis 1961)
- 66 Gertrud Illing: Der deutsche Kolonialismus und der Neokolonialismus des Bonner Staates
- 67 Christen und Marxisten verbinden gemeinsame Ziele und Ideale — Das Gespräch des Vorsitzenden des Staatesrates, Walter Ulbricht, mit einer Delegation von Theologen, kirchlichen Amtsträgern und christlichen Bürgern am 9. Februar 1961
- 68 Alwin Schaper: Antikommunismus — Instrument der Kriegsvorbereitung
- 69 Johannes Zukertort: Das moralische Schuldkonto des deutschen Generalstabs in der Zeit des Faschismus

Die mit * gekennzeichneten Titel sind bei der Partelleitung vergriffen.

Verkaufspreis 0,50 DM

Doppelheft 1,— DM